

Corvinus-Preis 2001

Begegnungen
Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest, Band 16:7–27.



Dr. Dr. Herbert Batliner hat 1996 anboten, einen – alle zwei Jahre einem, für die Annäherung ungarischer und europäischer Kultur Bedeutendes leistenden Künstler, Gelehrten oder Politiker zu verleihenden – mit 30.000 Schweizer Franken dotierten Preis zu stiften. Der Preis wird vom Kuratorium des Europa Institutes Budapest zugesprochen. Zum ersten Male erhielt im März 1997 der ungarische Filmregisseur und Oscar-Preisträger István Szabó diesen Preis verliehen. (Die anlässlich der Preisübergabe gehaltenen Vorträge wurden im Band 7., Budapest 1998, der Begegnungen des Europa Institutes auf den Seiten 57–71 veröffentlicht.) Danach erhielt im Juli 1999 der rumänische Außenminister Andrei Pleșu den Corvinus-Preis. 2001 wurde der Preis dem früheren Intendanten des ORF und Chefredakteur der Europäischen Rundschau, Dr. Paul Lendvai, überreicht.

Im folgenden veröffentlichen wir die anlässlich der Preisübergabe gehaltenen Ansprachen sowie die Festrede von Paul Lendvai.

FERENC MÁDL

Dialog über Ungarn

Begrüßungsworten

*Sehr geehrter Herr Präsident,
sehr geehrter Herr. dr. Batliner,
Vizekanzler Busek,
verehrter Herr auszuzeichnender Professor,
meine Damen und Herren!*

Das Ungartum – die Ungarn, wie auch Sie sie in Ihrem neuesten Buch so schön ansprechen – behauptet sich gemeinsam mit der Vielzahl der Aufgenommenen nun schon seit mehr als 1000 Jahren als Staat in dieser stürmischen Ecke des Karpatenbeckens, in der ständig wechselnden Brandung, mit Erfolgen und Niederlagen. Wir sind Zeugen sowohl nationaler Größe als auch der Unterdrückung bzw. Entzweiung. Nie aber verharrte dieses gläubige und mutige Volk in seinem Schöpfungsbestreben, es beteiligte sich voller Opferbereitschaft und fruchtbringender Tätigkeit am Leben der europäischen Völker. An dieser Stelle soll nur auf den Satz des uns allen wohl bekannten Humanisten Papst Pius II verwiesen werden, wonach das Land der türkischen Invasion gegenüber die Bastion des Westens war. Mir fiel auch noch eine andere, unlängst gelesene Schrift ein, der Dialog von Thomas Morus, im Tower vor seiner Hinrichtung verfasst. Dieser Dialog handelt von Ungarn. Es geht um zwei Ungarn und seine Botschaft ist, dass die Ungarn ihren Mann in jenem Gefecht standen, welches eine fremde Macht und Ideologie um Europa führte und in welchem sich die Ungarn so ehrenhaft behaupteten. Man müsste ihnen helfen, sie unterstützen, sie anerkennen. Die Ungarn haben außerdem vieles andere vollbracht. Wir können stolz darauf sein. Natürlich gestaltet und wahrt jeder Mensch ein Bild von sich und ist dann überzeugt davon, dass andere dasselbe glauben und dieses Bild von ihm sehen würden. Dasselbe gilt für uns in bezug auf die Nationen. Es ist gar nicht sicher, dass man als Außenstehender – persönlich oder als ganze Nation – uns als ebenso großzügig, opferbereit, aufopferungsvoll, gütig, ehrenhaft und erfolgreich erachtet, wie wir das glauben. Deshalb ist es jederzeit und oft erforderlich, allen Nationen einen Spiegel vorzuhalten – und ihnen das Spiegelbild der Welt. Ein Spiegelbild, in dem die Nation bisher nicht entdeckte Züge und Eigenheiten erkennt, in welchem die Welt sie wahrheitsgetreu erblickt, den Tatsachen und nicht dem Glauben entsprechend. In diesem Spiegel sollten Interessenten gut die Züge des anderen erkennen, welcher

wiederum gut die interessierte Außenwelt zur Kenntnis nimmt. Und in dieser Diskrepanz des Blickwinkels gemäß Richtung oder Interesse können auch wir uns dann besser zurechtfinden oder Korrekturen vornehmen.

Von besonderer Bedeutung und eine Gabe ist in dieser Hinsicht für uns das Schaffen des in Budapest geborenen und seit einem halben Jahrhundert in Wien lebenden Professors Paul Lendvai, d.h. Lendvai Pál. Sein unlängst verfasstes Werk (wenn dies das letzte war, so ist es doch hoffentlich nicht seine letzte Arbeit) mit dem Titel „Die Ungarn – Ein Jahrtausend, Sieger in Niederlagen“ habe ich bisher nur in deutscher Sprache in meinen Händen gehalten, denke aber, dass auch die ungarische Ausgabe dies wahrheitsgetreu wiedergibt, d.h. dass wir Ungarn trotz der Verluste und Niederlagen Sieger bleiben. Professor Lendvai legte Zeugnis ab von seinem großen Talent, indem er u.a. ein wahrer, einfühlsamer Kenner dieser Spiegelbilder wurde, der Vermittlung der Realität bezüglich der mitteleuropäischen Völker. Wie jedem bekannt ist – und wie wir auch an dieser Stelle hörten – ist er ein herausragender Experte, was Mitteleuropa angeht, Empfänger und Träger zahlloser Anerkennungen. Es ist sein wahrhaft großer Verdienst, dass er in seinen Werken die hier, in dieser Region lebenden Völker mit ihren Stärken und Schwächen aufzeigt und gegenüberstellt. Unser Landsmann – wenn ich das so sagen darf – widmet in seinem Denken und in seinen Werken besondere Aufmerksamkeit der Vermittlung der Welt der Tugenden, der Errungenschaften des Ungartums gemeinsam mit all den Fehlern. In seinen Wertschätzungen, die viele von uns – zum Teil auch in ungarischer Sprache – gelesen haben, stellt er sich in plastischen Beschreibungen, unterhaltsamen Situationsanalysen auf die Seite wohlwollenden Verständnisses aber auch der unerbittlichen Gerechtigkeit. Nicht gegen sondern für uns bin ich aufrichtig – steht im Vorwort der ungarischen Ausgabe seine Meinung frei nach dem Slogan dichterischer Ausflucht.

Sehr geehrte Damen und Herren, werter Herr Professor Lendvai!

Ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen zu dieser Auszeichnung, die Sie sich redlich verdient haben und mit der Sie nach dem Regisseur, Oscar-Preisträger István Szabó sowie dem Philosophen und Außenminister a. D. Andrei Pleșu mit dem Corvinus-Preis 2001 nun der hervorragenden Gesellschaft jener angehören. Ich bedanke mich herzlich sowohl persönlich als auch im Namen des ungarischen Volkes und als sein gewählter Staatspräsident für all das, was Sie für dieses Volk getan haben. Und ich wünsche Ihnen, dass Sie Ihr Schaffen mit Kraft und Gesundheit fortsetzen können. Gott beschütze Sie!

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!

FERENC GLATZ

Im Interesse der kulturellen Diversität Europas

Ansprache anlässlich der Überreichung des Preises

*Sehr geehrter Herr Staatspräsident,
Herr Vizekanzler,
geehrte Herren Botschafter,
verehrter Herr Batliner und Präsident Kosáry,
werte Freunde!*

Eine der wunderbarsten Besonderheiten der europäischen Kultur ist ihre Vielfarbigkeit – die ethnische und konfessionelle Vielfalt. Biologen sprechen von einem Begriff der biologischen Diversität, d.h. davon, dass einer der bedeutendsten Schätze der Natur ihre Verschiedenheit ist. Und sie sprechen davon, dass es eine der wichtigsten Aufgaben des Umweltschutzes ist, die biologische Diversität zu wahren, zu verhindern, dass gewisse Tier- und Pflanzenarten aussterben. Werte Freunde, gern verwende ich nach dem Vorbild des Begriffes von der biologischen auch jenen der kulturellen Diversität. Die Wahrung der kulturellen Diversität, d.h. der kulturellen Vielfalt sollte eines der Ziele der Menschheit sein. Die Wahrung der einen ist eine ebenso wichtige Aufgabe, wie der Erhalt der anderen. Das 21. Jahrhundert wird jenes von Globalisierung und Integration sein, und das ist gut so. Das 21. Jahrhundert sollte keines der Uniformierung sein. Wir sollten alles daran setzen, die auf unserem Globus existierenden zahllosen Kulturen – die vielen Sprachen, Sitten und Verhaltensformen – auch im 21. Jahrhundert beizubehalten.

Meine Generation bemüht sich seit Jahrzehnten um die Wahrung, den Beibehalt der Vielfalt der europäischen Kultur. Zunächst durchlebten wir die Verkehrsrevolution, dann mit den Telefonen jene der Informatik. Parallel dazu waren wir Zeugen einer Explosion der Massenkommunikation, auf dem Gebiete von Rundfunk und Fernsehen. Und gegenwärtig sind wir Zeugen einer kulturellen Globalisierung, von der wir fürchten, dass sie für gewisse Bereiche die Uniformierung bedeutet. Von uns hängt ab, ob die Kulturen der kleinen Nationen im Rahmen der globalen Kultur bestehen und sich zu erneuern vermögen oder aber in Subkulturen versinken. Traurig müssen wir mit ansehen, wie die Verwaltung des französischen Nationalstaates anderweitige Kulturen auf dem Territorium seines Landes lebender vieler Millionen unterdrückt – denken wir doch nur an die der Okzitanen, Bretonen usw. Mit Bedauern sehen wir, wie mit

dem Voranschreiten der Integration der Gebietsverwaltung in Großbritannien die Kultur von Wales z.B. im 18.–19. Jahrhundert auf das Niveau der Subkultur sinkt. Französische Bretonen und walisische Familien in England sprechen ihre Sprache ausschließlich im Gemeinde- und Verwandtenkreis. Somit werden praktisch jene in eine Subkultur gedrängt, die nicht in der Lage waren, sich die Staatssprache – das Englische oder Französische – vollkommen anzueignen. Jetzt haben sie, die kleinen Nationen, an der Schwelle des 20.–21. Jahrhunderts Angst davor, dass die Lingua franca und in erster Linie das Englische eine Konservierung der Sprachen dieser Kulturen zur Folge haben, da in kleinen Kulturen aufwachsende Menschen im Interesse ihres Vorankommens die Weltsprachen sprechen müssen. Wird dies nun tatsächlich die Zukunft sein – ein oder zwei Großkulturen ringen die kleinen Kulturen nieder? Denn dies liegt ja auch im Interesse von Wirtschaft, Handel und Wissenschaft, d.h. allem, was von Natur aus global ist.

Wir sind viele – und ständig mehr –, die es als ihre Aufgabe erachten, das 21. Jahrhundert zu einem multikulturellen zu gestalten, die gewisse kulturelle Diversität am Leben zu erhalten. Die das Europa Institut gründenden Persönlichkeiten, meine Freunde Herbert Batliner und Erhard Busek sowie ich haben das Europa Institut Budapest im Jahre 1989 von jener Zielsetzung geleitet geschaffen, die auf dem Kontinent Europa existierenden Kulturen miteinander bekannt zu machen, damit im Rahmen der europäischen Integration eine jede kleine Nation – und so auch die ungarische – ihren Platz finden kann. Im Mittelpunkt der bisherigen 10jährigen Tätigkeit des Europa Institutes stand immer der Erhalt der kulturellen Vielfalt Europas. Schon deshalb freut es mich, dass diesjähriger Preisträger des von Herrn Batliner gestifteten Corvinus-Preises Paul Lendvai sein wird, ein Kollege, der im Verlaufe der vergangenen 30 Jahre so viel für Bekanntmachung und Emanzipation der kleinen Nationen Mitteleuropas in Europa tat. Jetzt, an der Schwelle des 20. zum 21. Jahrhundert, werden wir uns dessen bewusst, dass die in der Region seit Jahrhunderten gemeinsam lebenden und so oft einander feindlich gegenüber stehenden kleinen Nationen mehr gemeinsame Interessen verbinden als widersprüchliche Interessen sie trennen würden. Das Europa Institut vergibt deshalb Stipendien an Forscher aus aller Welt und gibt den Stipendiaten aus Rumänien, Russland, China, Afrika, Amerika usw. eine gemeinsame Heimstatt, damit die Welt Kenntnis von der europäischen und mitteleuropäischen kulturellen Vielfalt erhält und sie schätzen lernt.

Der Corvinus-Preis wurde von Herrn Herbert Batliner gestiftet und der Stiftungsrat des Institutes verleiht ihn alle zwei Jahre. Er dient dem Ziel, Personen auszuzeichnen, die sich aktiv an der Knüpfung geistiger Beziehungen zwischen jenen kleinen Nationen und ihren Nachbarn bzw. zur ganzen Welt beteiligen. Erstmals erhielt diesen Preis 1997 der Regisseur István Szabó, dann 1999 Andrei Pleșu und in diesem Jahr nun bekommt ihn Paul Lendvai. Regisseur und

Oscar-Preisträger István Szabó hat im vergangenen Jahrzehnt vielleicht am meisten geleistet, um historische und gesellschaftliche Werte Ostmitteleuropas und Ungarns der Welt zu vermitteln. Neben herausragendem Intellekt und Talent hatte er das Glück, sich in jungen Jahren einer kenntnisvermittelnden Technik, dem Film, zuzuwenden, welcher sich inzwischen zum erstrangigen Mittel der Vermittlung von Kenntnissen in der Welt entwickelte. Andrei Pleșu war 1999 Außenminister Rumäniens, 1989 Kultusminister seines Landes – zur gleichen Zeit da Erhard Busek österreichischer und ich selbst ungarischer Kultusminister waren. Andrei Pleșu machte sich um die Bekanntmachung des rumänischen Volkes in Europa verdient, die Stärkung der rumänisch-ungarischen und rumänisch-slawischen Beziehungen, des Europagedankens aus Bukarester Sicht. Paul Lendvai, d.h. Lendvai Pál, Intendant des österreichischen Rundfunks und Fernsehens, ist der bekannteste Osteuropa-Experte auf dem Gebiet der gedruckten und elektronischen Medien. Wir müssen hinzufügen, dass er – egal ob in London, Amerika oder auf dem Balkan – die Interessen des Erhaltes der Kulturen kleiner Nationen Osteuropas mit außerordentlicher Empathie vertritt. (In Klammern sei noch angemerkt: zwar ist seit 1956 Österreich seine Heimat und in London bewegt er sich – teils seiner Gattin wegen – wie auf heimischem Terrain, doch betont er überall und immer wieder, dass er alle Sprachen mit Ausnahme des Ungarischen nur mit Akzent spreche – und zwar mit ungarischem Akzent.) Lendvai also personifiziert die Emanzipierung der Kultur kleiner Nationen. Kultur der kleinen Nation sowie Traditionswelt sprechen zwar unterschiedliche Sprachen, was aber nur soviel bedeutet, dass mit sich gebrachte Traditionen der Kultur kleiner Nationen ein globales Forum erhalten.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ganz besonders freut mich, dass Herr Staatspräsident Ferenc Mádl unsere heutige Veranstaltung mit seiner Anwesenheit ehrt. Ferenc Mádl ist eines der Gründungsmitglieder des Europa Institutes, von Beginn an im Wissenschaftlichen Beirat vertreten. Das Institut wurde derzeit zu 100 % aus Privatgeldern finanziert und es war sein Ziel, der Intelligenz ein Zivilorgan sowie ein Zivilforum zu bieten. Herbert Batliner als Stifter und bisheriger Spiritus rektor des Institutes, Domokos Kosáry sowie wir, die Mitglieder der jüngeren Generation – Erhard Busek, Lajos Vékás, Károly Manherz – wünschten, ein solches Institut zu gründen, welches mittels Publikationstätigkeit und Erziehung von Jugendlichen zu einer Institution der Autonomie europäischer Intelligenzler zu werden vermag. Egal, wohin uns das Schicksal trieb – über einen kürzeren oder längeren Zeitraum hinweg waren wir in der staatlichen oder wirtschaftlichen Administration tätig: doch wir sind immer Intellektuelle geblieben, haben immer an die Gesellschaft auf der Basis des Wissens geglaubt, an die Werte vermittelnde Bildung – und so blieben wir auch bei der Ausübung von Amtshandlungen

autonome geistige Intellektuelle. Dies trifft auch auf Ferenc Mádl zu, der 1990 zunächst in der Administration arbeitete, 1993–94 Minister war, nun Staatspräsident ist und Intelligenzler blieb. Schon aus diesem Grunde begrüßten die ungarischen Intellektuellen seine Wahl zum Staatspräsidenten. Die europäische Elite freut sich besonders, weil auch der Intelligenz ein Platz in der Politik zukommt, neben jenen Berufspolitikern, die sich gern als professionelle Politiker bezeichnen. Wir sind also glücklich darüber, dass die Intelligenz ebenfalls in der Politik vertreten ist, doch haben wir natürlich Angst, dass die Parteipolitik gleichfalls bei den Intelligenzlern Einzug hält. Auch das Europa Institut politisiert – nicht aber im parteipolitischen Sinne des Wortes. Uns interessiert die auf lange Frist zur Geltung kommende kulturelle und ökonomische Tätigkeit der auf dem europäischen Kontinent lebenden Gesellschaften. Wir wünschen, dem neuen europäischen öffentlichen Leben Geltung zu verschaffen. Wir möchten Intellektuelle erziehen, die als stolze Bürger bei der Gestaltung einer wettbewerbsfähigen europäischen Wirtschaft, Kultur und Politik mitwirken.

Gehrte Damen und Herren!

Die Gründer des Europa Institutes und seine gegenwärtigen Mitarbeiter möchten veranschaulichen, dass die klassische griechisch-römische Demokratie, die Selbstorganisation der Bürger und zivile Foren im 21. Jahrhundert eine Zukunft haben. Auch der Corvinus-Preis möchte diesen Optimismus kräftigen.

Ich danke für ihre Aufmerksamkeit.

ERHARD BUSEK

Laudatio

Sehr geehrter Herr Staatspräsident!

Lieber Feri Glatz!

Verehrter Senator Batliner!

Vor allem lieber Paul Lendvai!

Zum dritten Mal vergibt das Europa Institut Budapest den Corvinus-Preis. Nach István Szabó, dem herausragenden Filmregisseur und Dokumentator des mitteleuropäischen Geschehens und Andrei Gabriel Plenu, dem Schriftsteller und Literaten eines geistigen Europas zwischen Ost und West ist es heuer Paul Lendvai, dem dieser Preis zuerkannt wurde. Angesichts der Vielgestaltigkeit des Lebens des Geehrten ist es nicht ganz einfach, die Aufgabe des Laudators wahrzunehmen. Zunächst aber ein paar Worte zum Hintergrund dieses Preises: Über Anregung von Senator Dr. Dr. Herbert Batliner hat das Europa Institut unter tätiger Mitwirkung seines Direktors Präsident Prof. Ferenc Glatz diesen Preis geschaffen, um nicht nur das Andenken des großen Ungarns und mitteleuropäischen Herrschers Matthias Corvinus zu ehren, sondern damit auch jener Gemeinsamkeit Ausdruck zu geben, die zu seiner Zeit das Kennzeichen seines Reiches war. Die Mitte Europas wurde unter seiner Krone für kurze Zeit vereint, die kulturelle Vielfalt fand ihren Ausdruck in großen geistigen und künstlerischen Leistungen und nicht umsonst haben die Staaten in der Mitte Europas das Burgschloss Visegrad als ihr Symbol gewählt, wobei ich als Österreicher anmerken darf, dass wir eigentlich auch dazugehören, denn die Wiener haben Matthias Corvinus auch gehuldigt. Es ist nur konsequent, wenn das Europa Institut Budapest mit diesem Preis seine Tätigkeit dokumentiert, die seit mehr als zehn Jahren der aktiven Verständigung, der gemeinsamen Erforschung der Geschichte sowie der Bewahrung und Entwicklung der Vielfalt in der Mitte des Kontinents dient. Der Tätigkeitsbericht gibt darüber Auskunft was in der Zwischenzeit gelungen ist, um jenseits aller Erweiterungen und Beitrittsverhandlungen eine Erweiterung des Geistes und damit auch der Herzen vorzunehmen.

Gestatten Sie mir auch ein Wort des Dankes an den Benefaktor des Instituts und des Preises zu sagen, nämlich an meinen Freund Herbert Batliner. Ich habe die Auszeichnung, einiges an seinem Wirken verfolgen zu dürfen, wo eine Person zeigt, was sie jenseits aller Politik bewirken kann. Der herausragende

Repräsentant eines Microstaates, des Fürstentums Liechtenstein, hat es auf eine systematische Weise verstanden, durch das Europa Institut Budapest, aber auch das Europa Institut Salzburg, durch die Stiftung des Kleinstaatenpreises, durch sein Wirken in den Stiftungen Propter Homines und Peter Kaiser sowie auf den verschiedensten Ebenen zu zeigen, was ein Mensch bewirken kann. Nun könnte mancher sagen, dass dies mit Geld leicht zu besorgen sei. Dem ist entgegenzuhalten, dass es viele gibt die auch über Mittel verfügen, sie aber nicht auf diese Weise anwenden, um einen Beitrag zur Humanisierung in Europa zu leisten, nicht im Zeitgeist, sondern im Geist in der Zeit einen Tribut zu zollen und Möglichkeiten zu schaffen. Es wird auch langsam an der Zeit, dieses Netzwerk an Taten zu dokumentieren, denn gerade in der jüngsten Vergangenheit war es leicht, an jemandem Kritik zu üben, um eventuell dem Finanzplatz Liechtenstein zu schaden, anstelle zu würdigen was hier im Dienste des Menschen, also „propter homines“ geschehen ist. Herbert Batliner sei dafür Dank gesagt, wobei das Gelingen des Werkes sicher der größte Dank für ihn ist.

Meinem Freund Paul Lendvai die Laudatio zu halten, ist für mich eine große Auszeichnung, es war aber auch ein Anlass, ein Leben revue passieren zu lassen, das eigentlich alle Probleme, Schmerzen und Chancen des 20. Jahrhunderts widerspiegelt und dem 21. Jahrhundert eine Perspektive gibt. Ich bitte davon absehen zu dürfen, ein chronologisches Bild des Lebenslaufes zu geben, allzu reich ist er und es wäre kaum möglich, differenzierende Facetten so präzise zu zeigen, um einer Persönlichkeit wie Paul Lendvai gerecht zu werden. Lassen Sie es mich daher in groben Strichen tun, denn das umfangreiche Werk von zehn Büchern, vor allem sein Buch „Auf schwarzen Listen – Erinnerungen eines Mitteleuropäers“ geben genau Auskunft über sein Leben wie es auch sein letztes Werk über Ungarn hinsichtlich seiner Nation tut. Eine kleine Anmerkung: In Deutsch geschrieben wurde es vor kurzem ins Ungarische übersetzt und blickt einer Translation ins Rumänische entgegen, was unter den besonderen Umständen dieser Region von entscheidender Bedeutung ist.

Wie gehen jene Betrachter des Westens auf die heutige Situation zu, die Paul Lendvai in seinem medialen Wirken immer versucht sichtbar zu machen. Bewusst sei es wiederholt: 1989 hat nicht nur die Welt auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs verändert, sondern auch das westliche Europa tief beeinflusst. Sicher waren die Gründe, die zunächst, nach dem Zweiten Weltkrieg, zur europäischen Integration geführt haben, andere als die, die man heute ins Treffen führen kann. Bei Winston Churchills seherischer Rede an der Universität Zürich 1946, wo er die Vereinigten Staaten von Europa forderte, war es der Schock des Krieges und die Erkenntnis, nicht weiterhin in der Art und Weise Politik machen zu können, wie das vom 19. Jahrhundert auf das 20. in Europa überkommen war. Bei Jean Monnet war es sicher der deutsch-französische Konflikt, der den Gedanken an die Montanunion aufkommen ließ und damit die Richtung zu den europäischen Gemeinschaften wies. Bei Robert Schuman,

Alcide De Gasperi und Konrad Adenauer war es wohl nicht zuletzt ein gemeinsamer christlicher Hintergrund, eine historische Vision, die aus der Vergangenheit auf die Zukunft umgelegt wurde.

In Wahrheit aber war die Triebfeder in der Herausforderung durch den Sowjetblock zu sehen, in der Sehnsucht, diesem gegenüber politisch geeint, wirtschaftlich gefestigt und sozial gesichert eine Gemeinschaft darzustellen, die mit Rückendeckung der USA dem militärischen, wirtschaftlichen und politischen Ansturm des Kreml standhalten konnte. Die Aggressivität des Sowjetsystems ist heute vergessen, dabei hat erst Chruschtschow mit seiner These der Koexistenz andere Verhältnisse in Europa geschaffen. Man vergisst heute leicht, dass den Vorstellungen vom Endziel des Adolf Hitler die Ankündigung des Endsiegs des Sowjetsystems, des Stalinismus-Leninismus und die klassenlose Gesellschaft gefolgt sind.

Erst heute, mit Abstand, sehen wir, dass es die Erfahrung der Schrecken des Zweiten Weltkriegs und die Herausforderung durch ein anderes ideologisches System gewesen sind, die die Politiker die Hürden zur Integration überwinden ließen. Dazu kam die Sehnsucht der damals jungen Generation, ein neues Europa zu haben, das nicht Grenzen kennt, sondern Grenzen abbaut. Zahlreiche europäische Bewegungen, Institutionen und Werke sind damals entstanden, die heute längst in die Jahre gekommen sind und ihren Schwung, meist aber auch ihre Begründung verloren haben. Darin ist gar keine Kritik zu sehen, sondern einfach das Faktum, dass so manches mit der Zeit veraltet, wobei auch angeführt werden darf, dass so manche Verheißung in Erfüllung gegangen ist. Mag sein, dass der Wohlstand, die Bequemlichkeit und die Satttheit unserer Zeit dazu geführt haben, dass sich niemand über die Fortführung der damaligen Ideen den Kopf zerbrochen hat.

Damit sind wir beim gegenwärtigen kritischen Punkt: Der Druck des Konflikts mit einem anderen System ist weggefallen, die Phantasie in der Politik hat abgenommen, die Ängste jedoch sind stärker geworden. Mehr denn je regredieren die Regierungen auf nationale Gesichtspunkte. Der englische Premier Tony Blair etwa hat trotz der im Vergleich zu seinem Vorgänger europafreundlicheren Optik klar erkennen lassen, dass es die englischen Interessen sind, die er vertritt. In allen Ländern machen sich politische Gruppierungen breit, die den nationalen Egoismus mit populistischen Standpunkten befördern und damit ihre Regierungen unter Zugzwang bringen. Offensichtlich wird nachgegeben, um das aufzufangen, wobei sich mehr und mehr die Frage stellt, wer Europa noch gegen diese Tendenzen vertritt? Die Europäische Kommission in Brüssel kann es nur als Verwaltungseinheit tun; gedanklich wäre es eigentlich eine Sache des europäischen Bürgers, sich seiner selbst und seiner Zukunft anzunehmen.

Warum diese grundsätzlichen Überlegungen? Weil wir mit Paul Lendvai jemanden anerkennen, der aus einem ganz anderen persönlichen Erleben zu

eben diesem Europa gekommen ist. Hineingeboren in die Welt vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, die bereits von Nationalisten jeder Art beherrscht war, geprägt von dem Erleben einer Zeit, wovon in Ungarn nicht nur das politische System, das Admiral Horthy Miklós als Symbolfigur hatte, geprägt war, sondern natürlich auch von dem Einfluss des Großdeutschen Reiches später den Pfeilkreuzlern, die mit Hilfe Hitlers die Macht übernahmen und versuchten, den Nürnberger Rassengesetzen auch in Ungarn jene Geltung zu verschaffen, die zu den verheerenden Ausprägungen des Holocaust geführt haben. Unter diesem Eindruck geht der junge Paul Lendvai in die Welt der Linken, in den verschiedenen Schattierungen und in jene Unübersichtlichkeit, die Transformationszeiten um 1945 an sich hatten. In seinen Lebenserinnerungen beschönt Paul Lendvai nichts. Er bekennt sich zu seinen Haltungen, zu den Problemen und Irrtümern, zu den Mühseligkeiten, aber auch Hoffnungen, die es damals gegeben hat. Das ist der andere Bezug zu Europa, den ich damit anführen möchte, der aus einer Erfahrung gewonnen wurde, die auf der Seite des Westens auf der einen Hälfte des Kontinents erspart geblieben ist, ja sogar zur Triebfeder der Integration wurde. Schwer ist es, ein Urteil zu fällen, denn eigenes Erleben sieht immer anders aus.

Paul Lendvai hat sich die Gabe der Unterscheidung erhalten, die ihn von einem Journalisten in einem wenig überzeugenden System zu einem Überzeugungstäter der Demokratie und Freiheit medial gemacht hat. Unendlich spannend ist es, die Facetten seiner Entwicklung in Ungarn zu dieser Zeit zu verfolgen, bis es Lendvai gelang, über Warschau in den Westen bzw. nach Österreich zu kommen. Sein Weg führt ihn über verschiedene Korrespondententätigkeiten zur Financial Times, mit der er in der Außendarstellung Österreichs zweifellos gestaltend und stilprägend wurde, zum wichtigen Journalisten in der Ära Bruno Kreisky und schließlich von dort zum ORF und zu Gerd Bacher. Von da wieder entscheidende Taten zu setzen, wie es sein legendäres „Oststudio“, das „Europastudio“ heute, seine Intendantentätigkeit bei Radio Österreich International und zahllose Berichte und Filme beweisen. Dass die Buchproduktion nicht zu kurz kam, wurde schon erwähnt, wobei sich Lendvai auch hier dem Phänomen des Jüdischen stellt, in dem Bewusstsein, dass man im Europa des 20. Jahrhunderts darüber nicht ruhig reden kann. Er ist ein Repräsentant jenes aus der jüdischen Tradition kommenden Talents des Unterscheidens und Abwägens, der talmudischen Überlegung und der Beurteilung der Phänomene der Zeit, die zu einer ungeheuren kulturellen Leistung des Judentums in der Mitte des Kontinents geführt haben, die wir unter Schmerzen vermissen und immer wieder feststellen müssen, dass es Anlässe zum Rückfall in den Ungeist vergangener Zeiten gibt. Diese Wachheit hat Paul Lendvai auch ins Gefängnis geführt und ist dafür verantwortlich, dass er von der östlichen Reichshälfte systematisch auf „schwarzen Listen“ geführt wurde, was ihn in seiner beruflichen Tätigkeit naturgemäß behinderte und auch nicht spurlos an seiner Familie

vorüberging. Um so mehr war es seine Tätigkeit in den elektronischen und Printmedien, aber auch in Büchern, auf diese Situation einzugehen. Er ist auf eine gewisse Weise stilprägend geworden, wobei die „Europäische Rundschau“ eine Quartalsschrift, die umfassend das Zeitgeschehen der letzten Jahrzehnte dokumentiert hat, eine der Spitzenleistungen eines europäischen Journalismus darstellt, weil sie in eben dieser europäischen Rundschau jederzeit nachlesen können was zur jeweiligen Zeit die wirklichen Themen gewesen sind. Unvergessen sind die Diskussionssendungen die z. B. in Warschau oder Moskau in kommunistischen Zeiten durchgeführt wurden und auch in diesen Ländern unter Schwierigkeiten gesendet wurden.

Aus welcher Grundhaltung unternimmt dies Paul Lendvai? In seiner autobiographischen Darstellung verweist er darauf, dass die Welt des kommunistischen Systems auch ihre Einflüsse aus dem Literarischen genommen hat, zum Beispiel durch Stefan Zweig. Dieser Hinweis hat mir für vieles an Paul Lendvai Erklärung gegeben, er ist quasi ein journalistischer Stefan Zweig unserer Zeit. Wir können gerade daraus unendlich viel lernen.

Wenn wir uns heute die Frage stellen, was den europäischen Bürger ausmacht, dann müssen wir an die Wurzeln gehen. Eine der Schwächen des gegenwärtigen Prozesses einer neuen Entstehung Europas besteht darin, dass wir ihn allzu einseitig ökonomisch sehen. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Gemeinsamkeiten klar: Nie wieder Krieg, Frieden, Stabilität und Wohlstand – und es war damals aus der Erfahrung der Kriegsgeneration geboren. Eine gemeinsame Währung erzeugt heute noch lange keine gemeinsamen Grundlagen, eine integrierte Gesetzgebung bedeutet nicht, dass wir den nächsten Generationen zu sagen wissen, was dieses Europa in Wirklichkeit bedeutet. Offen gesagt: Dafür kann auch keine Europäische Kommission oder gar der Ministerrat zuständig sein. Ich würde mich sogar davor fürchten, wenn nun die Regierungen daran gehen, quasi das geistige Europa zu beschließen, durch Werbeagenturen zu kreieren oder es durch eine europäische Verfassung zu erzeugen. Das ist vielmehr ein geistig-kultureller Prozess der in den Hirnen und Herzen der Bürger dieses Kontinents vor sich gehen muss. Dabei brauchen wir uns gar nicht einzubilden, dass es sich um etwas Neues handelt, denn dieses Europa, gemeinsam in den Wurzeln, vielfältig im Erscheinungsbild und dennoch von einem großen Rahmen umfasst, hat es in der Geschichte immer wieder gegeben. Denken wir doch an die Universität, die in Wirklichkeit eine europäische Gründung gewesen ist und ursprünglich nicht Mobilitätsprogramme wie *Erasmus* und *Sokrates* gebraucht hat, um die Gemeinsamkeit des Kontinents und den Rahmen eines wissenschaftlichen Diskurses abzugeben.

Genauso war es in der Zeit, in der Stefan Zweig gelebt hat. Sie hatte vor dem Ersten Weltkrieg einen gemeinsamen Rahmen, ein geistiges Gerüst und die Kraft, ihre Vielfalt als eine Stärke zu verstehen. Den primitiven und brutalen Angriffen machtgeriger und dummer Menschen hat diese Welt nicht stand-

gehalten. Stefan Zweig ist ein Hinweis darauf, was gedacht werden kann, die Realisierung heute aber so zu gestalten, dass sie in demokratischer Weise hohe kulturelle Qualität hat, Europa nicht von anderen abschließt, sondern öffnet und mehr und mehr zu einer Gemeinsamkeit des Denkens führt, das ist unsere heutige Aufgabe. Und Stefan Zweig hat uns viel dazu zu sagen!

Seinen großen Abschied, seine Vorwegnahme des Abganges durch den Freitod aus einer schrecklich gewordenen Welt, in dem beeindruckend bedrückenden Buch „Die Welt von gestern“ hat der Autor mit „Erinnerungen eines Europäers“ untertitelt. Mag sein, dass es die Verklärung des Rückblicks ist, die einem entgegenschlägt. Er beschreibt aber jenen Geist der europäischen Gemeinsamkeit, den auch die heutige Zeit unbedingt braucht. Seherisch klingt es, wenn Zweig berichtet: „Wir jauchzten in Wien, als Blériot den Ärmelkanal überflog, als wäre es ein Held unserer Heimat; als Stolz auf die sich stündlich überjagenden Triumphe unserer Technik, unserer Wissenschaft war zum ersten Mal ein europäisches Gemeinschaftsgefühl, ein europäisches Nationalbewusstsein im Werden. Wie sinnlos, sagten wir uns, diese Grenzen, wenn sie jedes Flugzeug spielhaft leicht überschwingt, wie provinziell, wie künstlich diese Zollschranken unserer Grenzwächter, wie widersprechend dem Sinn unserer Zeit, der sichtlich Bindung und Weltbrüderschaft begehrt!“

Wäre dieser Text nicht auch heute angebracht in einer Zeit, wo sich wieder die Erfindungen überschlagen, wo wir Grenzen als lächerlich empfinden, von Globalisierung reden und nicht in der Lage sind, den Kontinent so zu gestalten, dass es auch eine Freizügigkeit nicht nur der Touristen, sondern auch des Geistes gibt. Glänzend sind die Errungenschaften, die uns geschenkt sind, Telekommunikation ermöglicht heute quasi geistig an allen Orten der Welt gleichzeitig zu sein. Es kann gelingen, wenn wir die Faszination auch in die richtigen Wege leiten. Stefan Zweig warnt an anderer Stelle: „Herrlich war diese tonische Welt von Kraft, die von allen Küsten Europas gegen unsere Herzen schlug. Aber was unserer beglückte, war, ohne dass wir es ahnten, zugleich Gefahr. Der Sturm von Stolz und Zuversicht, der damals Europa überbrauste, trug auch Wolken mit sich. Der Aufstieg war vielleicht zu rasch gekommen, die Staaten, die Städte zu hastig mächtig geworden und immer verleitet das Gefühl von Kraft Menschen wie Staaten, sie zu gebrauchen oder zu missbrauchen.“ Auch diese Sätze gelten heute, denn die insbesondere seit 1989 beschleunigte Entwicklung stellt uns vor große Fragen. Zu rasch ist sie gekommen, zu wenig waren wir darauf vorbereitet und wieder gilt für unsere heutige Situation, das was Stefan Zweig schreibt: „Und dann: was uns fehlte, war ein Organisator, der die in uns latenten Kräfte zielbewusst zusammenfasste. Wir hatten nur einen einzigen Mahner unter uns, einen einzigen weitvorausblickenden Erkennen, dass das Merkwürdige war, dass er mitten unter uns lebte und wir von ihm lange nichts wussten, von diesem uns vom Schicksal als Führer eingesetzten Mann.“ Zweig meinte allerdings nicht mit dem Wort „Führer“ jene erschreckende Figur,

die uns Konsequenzen beschert hat, an denen wir heute noch laborieren, sondern für ihn war es Romain Roland. Es lässt aber in uns die Frage reifen, ob wir jene Leitfiguren kennen, die uns Orientierung in der erscheinenden Flucht geben. Kennen wir heute jene europäischen Figuren, die zweifellos nun einmal eine Landschaft wie die unsere braucht, um den Weg zur Zukunft zu finden?

Paul Lendvai ist längst ein solcher Europäer geworden. Bescheiden bezeichnet er sich als Mitteleuropäer, wobei ich darunter eher den Kosmos dieser Region verstehe, der in seiner Reichhaltigkeit unendlich viel enthält, das jeweils aus dem Westen oder Osten, Süden oder Norden genommen wurde und bei uns eine Rolle spielt. Es ist die Heimat seiner Geburt Ungarn, die Heimat seiner Wahl Österreich, aber schließlich jenes Europa, das wir herbeisehnen und versuchen Stück um Stück zu verwirklichen. Lendvai beschreibt sich selbst als Mitteleuropäer mit ungarischer Herkunft und österreichischem Heimatgefühl, ich würde meinen, er ist ein Europäer aus Ungarn – Österreich, weil sich doch die Priorität der Geburt in diesem Ausdruck widerspiegeln sollte. Dabei kommt die Liebe zu Österreich nicht zu kurz, wenn ich denke, was er z. B. über Alt-aussee geschrieben hat.

Paul Lendvai hat sein Leben den Medien, also den Mittlern der Information verschrieben, wobei für ihn immer noch die Richtigkeit der Fakten, die Genauigkeit der Information eine Rolle spielt. Er ist nicht einer jener Verpackungskünstler, die es heute in der Medienlandschaft so zahlreich gibt, wo der Text gegenüber dem Bild zurücktritt und die Schlagzeile allein schon die Information bedeutet. Er hat auf diesem Gebiet genügend erlebt, um sich die Sensibilität zu erhalten, die heute genauso angebracht ist.

Die Ereignisse rund um das tschechische Staatsfernsehen sowie die Verhaftungen, Eingriffe und Eigentumsverschiebungen, die in der Russischen Föderation im Medienbereich stattgefunden haben, signalisieren, dass es sich bei den Medien um eine Schlüsselfrage der europäischen Entwicklung handelt. Wir sind weit entfernt von einer medialen Öffentlichkeit der Union oder des Kontinents. Die „Euronews“ sind zahmer Regierungsfunk, der kaum dazu dient, ein Mehr an Kenntnis und Problembewusstsein zu vermitteln. Die mediale Öffentlichkeit ist hier zweifellos am Anfang. Das mag verschmerzbar sein, solange entwickelte Medienlandschaften über Europa selbst berichten und es diskutieren. Dort wo Europa gleichzeitig mit der Demokratie im Werden ist, ist der Vorgang noch weitaus komplizierter.

*

Zuletzt dominierte die Frage, wie über Konflikte berichtet wird, anhand des Beispiels Kosovo. Besonders interessant war die Tatsache, dass Vertreter des Hörfunks und des Fernsehens aus dieser Region, die sich an einem besonders kritischen Punkt der Transformation befinden, berichtet haben. Das war eine

ganz intensive Erfahrung. Was ich dazu kritisch anmerken muss, ist, dass sich der freie Westen in seinem medialen Wirken gegenüber diesen Staaten nicht gerade ausgezeichnet hat, weder im Bereich elektronischer Medien noch auf dem Printsektor. Die neuen Fernsehstationen in diesen Regionen der Transformation waren rein kommerziell orientiert und haben alles Mögliche gebracht, von Konsumanreizen bis zur Pornographie, aber ganz sicher keinen Beitrag zur Demokratisierung geleistet. Natürlich bilden auch die eben genannten Elemente Facetten der Medienfreiheit, aber sie haben auf Grund der Situation in den Transformationsstaaten ihre besondere Problematik. Das muss ich ausdrücklich kritisch anmerken. Im Bereich der Printmedien verhält es sich so, dass westliche Konzerne kommunistische Zeitungen kaufen, um sie kommunistisch zu belassen – beim näheren Betrachten ist man überrascht, um welche Unternehmen es sich dabei handelt. Das sind Konzerne, die hier im Westen als Wahrer der Medienfreiheit und der Demokratie auftreten – noch dazu mit moralischem Anspruch. Hier fehlt eine kritische Untersuchung, um Bilanz ziehen zu können. Ich frage mich, warum sich die Kommunikationswissenschaften in Europa nicht zu Wort melden – sie sind mit diesem Thema so gut wie gar nicht präsent. Was hier medial passiert, das ist nach meiner Meinung ein ganz entscheidender Punkt.

Eine Fülle von Tagungen, Konferenzen und Symposien zu den Krisenherden Europas sind üblich geworden. Bei diesen Anlässen klopfen wir einander auf die Schultern und stellen regelmäßig fest, dass alles eine Erfolgsstory sei. Gegenwärtig sagt das jeder zu Jugoslawien, früher zu Bosnien, Albanien etc. Eigentlich müssten wir zugeben, dass uns dazu nicht zu viel einfällt. Dann sollten wir aber auf die Phrase verzichten und keine falschen Hoffnungen wecken. Oder wir sollten zugeben, dass wir hier zu wenig Phantasien entwickelt haben. Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass diese Frage eine kardinale ist, da geht es nicht nur um Sanktionen. Ich habe selbst erlebt, dass Lendvai etwa bei der Bertelsmann-Stiftung diese Fragen stellt.

*

Lendvai erlaubt sich immer die richtigen Fragen zu stellen. Das ist oft niemandem sehr angenehm, es ist aber dringend notwendig. Unsere Welt braucht jemanden, der immer Fragen stellt, damit wir gezwungen sind, nach den richtigen Antworten zu suchen. Das gilt auch für mein Heimatland Österreich, in dem Paul Lendvai dafür berühmt ist, dass er die richtigen Fragen stellt. Er hat das auch in der letzten Zeit getan. Mit jener Gabe der Unterscheidung, die nicht einer allgemeinen Mode anheimfällt, sondern daran denkt, dass man das Land, in dem man zu Hause ist, auf die richtige Weise verstehen und auch medial vertreten muss. Das hat ihm viele Missverständnisse eingetragen, ich persönlich bin ihm aber dankbar, weil es jene Gerechtigkeit in der Beurteilung ist, die aus

einer längeren Lebenserfahrung gewonnen wird. Leichter wäre es gewesen, in das Geheul jener einzustimmen, die das Land verdammten, weil sie Probleme mit einer Regierungskonstellation hatten, verkennend, dass es für vieles Ursachen gibt, wo man an den Wirkungen dann messen kann, welche Veränderung im besten Sinne möglich ist. Ein Urteil kann nie abgeschlossen sein, bevor überhaupt die Handlung gesetzt wird.

So dürfen wir Paul Lendvai zur Auszeichnung des Corvinus-Preises 2001 herzlichst gratulieren, wobei damit auch Erwartungen verbunden sind. Nämlich die, dass in jenem wachen Geist und der überzeugenden Sensibilität der so Ausgezeichnete weiter wirkt. Eigentlich zeichnet Paul Lendvai uns aus, indem er sich in den Dienst der Sache gestellt hat und es nie am Engagement fehlen ließ, selbst wenn er dafür gesundheitlich Preise zu zahlen hatte. Matthias Corvinus ist der Namensgeber eines Preises als Gestalter Mitteleuropas mit den Mitteln seiner Zeit. Paul Lendvai ist der Träger des Corvinus-Preises als ein medialer Mittler unserer Zeit, inmitten des geschichtlichen aktuellen und zukünftigen Geschehens, mit jener Vielfalt und Unruhe, mit jenem Witz und analytischer Schärfe, mit der Erfahrung eines facettenreichen Lebens und dem Mut zum Prinzipiellen, der aus den verschiedenen Wurzeln seiner verschiedenen Persönlichkeit kommt. Sei es aus dem Familiären, dem Ambiente seiner Jugend in Ungarn, dem Preis für das politische und mediale Engagement in einem geschlossenen politischen System, der Verantwortung zur Freiheit, die unter Schwierigkeiten errungen wurde und der steten weiteren Entwicklung bedarf. Nur wenig konnte ich von dem sichtbar machen was wir an Paul Lendvai haben. Umso mehr freut es mich, ihm zum Corvinus-Preis des Europa Instituts Budapest herzlich gratulieren zu können.

PAUL LENDVAI

Das Problem der Identität in einem zusammenwachsenden Europa

Festvortrag

Kürzlich schrieb in einem lesenswerten Aufsatz in der NZZ Claus Koch einige Maximen für die Intellektuellen:

a) Verhalte dich stets so, dass sie dir keinen Preis verleihen können, auch wenn sie es gern täten. Doch ein Intellektueller, der einen Förderpreis einnimmt, war entweder schon vorher kein Ganzer, oder er entmannt sich durch die Annahme.

b) Gerade nicht in eine Situation, in der du die Hand beißen müsstest, die dich streicheln will. Mit anderen Worten, vermeide Gelegenheiten, in denen du Dankreden ausbringen müsstest, ebenso Lob und Grabreden.

All das gilt aber nicht für jene unter den Intellektuellen, die politische Gefangene, Flüchtlinge oder Emigranten waren und sind. Für diese Menschen, so auch für mich, gilt was Sándor Márai in seinem Buch „Bekenntnisse eines Bürgers“ schrieb, er sei „eine Seele auf Durchreise“. Deshalb kann jeder von uns am eigenen Beispiel die vielen Facetten des Problems der Identität darstellen.

Ich bin zum Beispiel ein in Wien ansässiger, gebürtiger Ungar, jüdischer Herkunft mit einer englischen Frau, deren älterer Sohn, mit einem aus Bessarabien stammenden englischen Vater in eine spanisch-stämmige, englische Familie eingeheliratet hat, wobei sein Schwager eine junge katholische Ungarin geehelicht hat. Die in London lebende Mutter lehrt ihren drei Kindern auch Ungarisch. Meine englische Schwägerin wiederum lebt in Melbourne mit ihrem Mann, dem Sohn eines berühmten deutschen Psychiaters, der vor Hitler nach Großbritannien flüchtete. Mein Vater wurde in Kaschau, der Stadt Sandor Marai's (heute heißt es Kosice), meine Mutter in Siebenbürgen Alsósófalva (auf Rumänisch Ocna de Jos) geboren. Mein letzter engster Verwandter in Ungarn, mein Cousin Zsolt, ein Zisterzienser, den Kardinal Mindszenty 1946 zum Priester weihte, starb kürzlich und liegt beim Stift Zirc begraben.

In dieser Stadt Budapest wollte man mich (unerklärlich, unvorstellbar und unvergesslich) als 15-jährigen Jugendlichen umbringen und das Überleben meiner Familie verdanken wir zum Teil dem so lange vergessenen und von seinem eigenen Land so lange schäbig behandelten, mutigen Schweizer Konsul Carl Lutz. Wohl deshalb plädierte ich, als die Schweiz an den Pranger gestellt wurde, so engagiert–vielleicht zu engagiert–für „Fairness“ gegenüber der Schweiz.

In dieser Stadt hat mich die gleiche Diktatur, zu deren Sieg ich seinerzeit als verblendeter Jungsozialist beigetragen hatte, mit neun Monaten Freiheitsentzug in einem nahe gelegenen Gefängnis und Internierungslager (unerklärlich, unvorstellbar, unvergesslich) bestraft und dem folgten drei Jahre des Berufsverbots, Jahre der Bitterkeit, der tiefen menschlichen Enttäuschungen und des Kampfes um Rehabilitierung.

27-jährig fing ich nach der Niederschlagung der Revolution in Österreich ein neues Leben an.

Österreichischer Staatsbürger seit dem 28. September 1959, bin ich jenem Land unendlich dankbar. Nicht deshalb weil ich verantwortliche Positionen bekleiden durfte, nicht deshalb weil ich diverse Ehrungen und Auszeichnungen bekommen habe, sondern weil Österreich fast 200.000 Ungarnflüchtlinge ohne Vorbehalt und hilfsbereit, freundlich und frei von Fremdenhass aufgenommen hat, weil es mir, wie so vielen anderen, die die „finsternen Zeiten“ (Brecht) in Ungarn durchgemacht haben, ein neues, freies, glückliches Leben ermöglicht hat. Vielleicht deshalb plädierte ich von Frankfurt bis Paris gegen die EU-Sanktionen und für Gerechtigkeit für Österreich so engagiert – vielleicht zu engagiert.

Wenn man selber zu jener Gruppe von Menschen gehört, von denen der rumänisch-französische Philosoph Cioran sagte – „der Exilant sei einer, der nichts mehr habe, außer seinem Akzent“, dann hält man sich an jene geflügelten Worte Jean Pauls, die sein eigenes Leben wundersam zu bestätigen scheinen: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus welchem wir nicht vertrieben werden können“. William Faulkner formulierte anders: „Die Vergangenheit ist niemals tot, sie ist nicht einmal vergangen.“ Evelyn Waugh schrieb: „We possess nothing certainly except the past.“

„Die Vergangenheit ist nicht nur der einzig sichere Besitz, sie verleiht auch, sofern sie vor dem Urteil der Geschichte Bestand hat, einer Gemeinschaft in bewegten Zeiten inneren Halt“. Es fängt immer mit der Definition des Fremden, mit der Sprache, mit den Begriffen an – und endet mit den Lagern. Ich habe am eigenen Leib beide Spielarten der Diktatur des Totalitarismus erlebt. Der Sinn für Maß in der Politik ist eine Vorbedingung für die Bürgergesellschaft. Der kürzlich verstorbene deutsche Literat Hans Mayer, schrieb einmal: „Es gibt eine wundersame Heilkraft der Natur; doch es gibt keine Heilkräfte der Geschichte. Es heißt zwar, darüber muss Gras wachsen, allein unter dem Gras liegen nach wie vor die Toten“.

Über Legenden und Mythen hat man die Identität neu zu konstruieren. Dabei gibt es nicht nur die reflektierende Rückschau und die Besinnung auf konstruktive Erfahrungen, sondern auch die Geschichtsklitterung, die Schuldzuweisung und die Verzehrung. Wir befinden uns in einem unglaublichen Wandeltempo. Geschichte sozusagen im Zeitraffer. In 10 Jahren Ende eines weltgeschichtlichen Konfliktes, Untergang einer Ideologie mit universalem

Herrschaftsanspruch. Dieser Konflikt war mit seiner Bedrohlichkeit auch eine gewisse Klammer für den europäischen Integrationsprozess.

Erinnerung versus Vergessen, Chronik des Schreckens, die Diktatur träumt davon, dass es nur noch ein Gedächtnis gäbe, dass nur noch einer über die Vergangenheit bestimmt. Bertrand Russell über Conrad: „Ich spürte, obwohl ich nicht weiß, ob er ein solches Image akzeptiert hätte, dass er das zivilisierte und moralisch tolerierbare menschliche Leben als einen gefährlichen Gang über eine dünne Schicht der kaum kalt gewordenen Lava sah, die jeden Moment ausbrechen und den Unaufmerksamen in ihre brennende Tiefe sinken lassen würde“.

Das Böse gehört, wie auch die Anteilnahme, zu den eher seltenen Dingen. Es gibt weniger eine Banalität des Bösen, als vielmehr eine Banalität der Gleichgültigkeit. Freilich muss man warnen, dass die Verbindung des Bösen mit der Gleichgültigkeit tödlich ist.

Aber auch Achtung vor Mischung aus Ignoranz und Arroganz transatlantischer Provenienz, Francis Fukuyamas Thesen über „Das Ende der Geschichte“ über einen „zahnlos gewordenen europäischen Nationalismus“ und über „die drohende Langeweile der Geschichte“ sind vor aller Welt durch die Balkankriege eliminiert worden.

In Mittel- und Osteuropa vollzog sich ein skrupelloser Maskenwechsel vieler Schriftsteller, Wissenschaftler und Journalisten im Zeichen einer demonstrativen Absage an die Werte des Humanismus, der Toleranz, der Internationalität, der Offenheit, der Europäisierung des Geistes. Ersetzt werden diese Werte des europäischen Humanismus durch demonstrative Bekenntnisse zu verschiedenen Spielarten der Blut- und Bodenideologie zu einem aggressiven Nationalismus, zur Ausgrenzung der Fremden: kurz es handelt sich um das was Julian Benda in seinem 1927 veröffentlichten berühmten, freilich selten gelesenen Buch den „Verrat der Intellektuellen“ (La Trahison des Clercs) nannte. In seiner Einleitung zu diesem Buch, das übrigens genau 50 Jahre nach der französischen Ausgabe erst 1977 auf Deutsch vorlag, schrieb Jean Amery: „Ich stehe nicht an zu behaupten, dass sein radikal-rationalistischer Intellektualismus, seine strikte Absage an alles Irrationelle, sein Beharren auf einem Universellen, das niemals aufgeht in partikularen Erscheinungsformen, heute belangvoller ist denn je“. Heute, das war 1977. Um wie viel aktueller sind diese Worte im Jahr 2001, im Jahr der blutigen Ausschreitungen gegen Ausländer und der Epidemie des mörderischen Nationalismus. Die Kämpfe in Bosnien, Kosovo, Mazedonien bestätigen die zeitlose Gültigkeit von Bendas Diagnose: „Dass übrigens der Stolz entgegen der üblichen Meinung eine stärkere Leidenschaft ist als das Interesse, wird einem rasch klar, wenn man sieht, wie oft sich die Menschen weit eher wegen einer Verletzung ihres Stolzes als wegen einer Schädigung ihrer Interessen umbringen lassen.“

In dieser Zeit müssen wir leben und arbeiten, schreiben und reden, verhandeln und vermitteln so gut es geht. Es ist sehr schwer. Márai wollte Zeugnis ablegen für eine spätere Zeit – Zeugnis, dass das Jahrhundert, in dem wir geboren sind, einst den Triumph des Verstandes proklamierte. Und er wollte bis zum letzten Augenblick zeugen: „dass es eine Zeit gab und einige Generationen, die den Sieg des Verstandes über die Triebe verkündeten und an die Widerstandskraft des Geistes glaubten, der die Todessehnsucht zu zügeln vermag“. Dieser Lehre will ich auch als Publizist, Zeithistoriker und Zeitzeuge treu bleiben.